

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 8 (1932-1933)
Heft: 1

Artikel: Von Haus zu Haus
Autor: Baumgartner, Felix
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1064877>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



von Haus zu Haus

Eine Reportage von Felix Baumgartner

Mit einer Illustration von Fritz Butz

Ich bin neunundzwanzig Jahre alt, gesund, ledig, mit ausreichendem Einkommen, ohne Anhang, aber auch ohne nennenswerte Beziehungen. Ich lebe in einer jener Institutionen, die sich Familienpension nennen.

Die Art meiner Beschäftigung bringt es mit sich, dass ich oft ganze Tage lang zu Hause, das heisst in meinem Zimmer arbeiten muss. Da meine Arbeit mehr oder weniger geistiger Natur ist und Konzentration verlangt, mir aber die Fähigkeit zu letzterer nicht als natürliche Gabe im Blute liegt, sind mir die unvermeidlichen Störungsquellen derselben nur

allzu bewusst. Ich weiss, dass auch in Familienpensionen Teppiche gereinigt werden, obschon man das den Teppichen nicht ansehen würde. Ich höre (wir wohnen in einem modernen Bau), wenn Fräulein A. das Wasser für ihr tägliches Bad in die Wanne sprudeln lässt. Ich weiss, dass zu einer bestimmten Stunde « das Fleisch » läutet, zu einer andern « das Brot » und noch zu einer andern « das Gemüse ». Ich habe mich daran gewöhnt, dass jeden Tag Leute kommen, um nach Menschen zu fragen, die in unserer Pension nicht wohnen, nie gewohnt haben und nie wohnen werden. Ich weiss end-

lich auch, dass Besuche von Hausierern gelegentlich unvermeidlich sind, obschon eine distinguierte Messingtafel dieselben darauf aufmerksam macht, dass « Betteln und Hausieren verboten » ist. An alle diese Dinge habe ich mich schon lang gewöhnt, wie an die zwar gewiss leicht verdaulichen aber schwer geniessbaren Griess- und Reispuddings zum täglichen Dessert.

* * *

Aber im Laufe der letzten Monate sind die Störungen ungewohnt häufiger geworden. An manchen Tagen will mir scheinen, dass die Läutevorrichtung kaum je zur Ruhe kommt. Die Frau Pensionsinhaberin findet das zwar entsetzlich übertrieben, « ha, ha », aber sie gibt selber zu, dass das Hausiererunwesen in erschreckendem Umfang zugenommen habe und einem heute Leute das Haus ablaufen, die man früher nie gesehen habe, denen man das Hausieren überhaupt nicht ansehe, junge gesunde Burschen ... « wie Sie ». Die letzten zwei Worte waren ihr etwas wider Willen entfahren (denn schliesslich bin ich für sie doch kein Bursche, sondern ein Herr). Sie versuchte dieselben denn auch durch einige unverständliche Laute, welche sie ihnen nachschickte, ungeschehen zu machen.

Ich bin kein ungefälliger Mensch. Als es eines Nachmittags läutete und kein Mensch in der Wohnung darauf reagierte, bemühte ich mich selbst zur Wohnungstür und öffnete dieselbe einem jüngern

Herrn, der sich freundlich als Herr Bertschi vorstellte und sich nach Frau Müller (der Pensionsinhaberin) erkundigte.

Ich hatte den Herrn inzwischen in den Gang treten lassen und ihm mitgeteilt, dass Frau Müller offenbar momentan unabkömmlig sei, aber ob ich ihm mit der nötigen Auskunft dienen könne. Der jüngere Herr musterte mich darauf etwas verlegen, zog aus der rechten innern Seitentasche eine Papeterie und erklärte mir das folgende : « Ich muss Ihnen leider mitteilen, dass ich zu meinem Bedauern gezwungen worden bin, mich selbständig zu machen. Ich habe jetzt ein kleines Geschäft angefangen, das ich vollkommen auf eigene Faust führe, und zwar habe ich mir zum Prinzip gemacht, meiner Kundschaft nur Artikel vorzuführen, die sie wirklich braucht. Es sind fast alles Artikel aus der Papeteriebranche. Hier habe ich zum Beispiel eine kleine Papeterie, elegant und vornehm ausgestattet, mit sechs gefütterten Kuverts und sechs vierseitigen Briefbogen, ein ausgesprochener Herrenartikel ... »

Es wäre für mich selbstverständlich nicht nötig gewesen, die ganze Erzählung abzuhören, um zu merken, dass ich einen Fehler begangen und einem Hausierer Eintritt in die Wohnung verschafft hatte. Ich hätte ihm gewiss auch den Gesprächsfaden schon früher abgeschnitten, wenn ich nicht inzwischen festgestellt hätte, dass es sich offenbar um einen jener jungen, gesunden Burschen wie ich handelte, von denen mir Frau Müller erzählt hat. Während er mit seiner Rede fortfuhr, be-

trachtete ich ihn genauer. Es war ein junger Mann, der offenbar dem Beruf eines Hausierers noch nicht lang nachging. Er trug einen anständigen, blauen Strassenanzug, nicht gerade Mass, aber gute Konfektion, ein Hemd von definierbarer Farbe, einen sauberen Kragen und eine naturseidene Krawatte von dezentem Dessin, mittlerer Schwere, unausgefranst, er trug sich, mit einem Worte, wie ich.

Er hatte inzwischen aus den verschiedenen Taschen die verschiedensten Gegenstände ausgekramt: einen Kamm, eine Rasierseife, eine gewöhnliche Seife, was weiss ich. Ich stotterte etwas von gedecktem Bedarf und keiner Kompetenz, liess den Mann stehen und verschwand in mein Zimmer, allerdings nicht ohne hinter der verschlossenen Tür darauf zu hören, ob er wirklich die Wohnung verliess.

Meine Vormittagsarbeit war gründlich verpfuscht. Der «Hausierer» war schon lang fort; aber die nötige Konzentration fand ich nicht mehr. Sicher war es kindisch und unvernünftig; aber ich konnte mich nicht davon freimachen, mir auszumalen, wie es wäre, wenn ich wirklich statt jenem jungen Manne von Haus zu Haus wandern müsste, um mein tägliches Brot zu verdienen. Und war denn dieser Gedanke wirklich so absurd? Wenn ich auf irgendeine Weise meine Arbeit verloren hätte — und kommt so etwas heute nicht täglich vor? — erfolglos verschiedene andere Auswege ausprobiert und meine Reserven auf diese Weise erschöpft hätte? Ich schalt mich einen

Psychopathen und nahm mir vor, abends mindestens eine Stunde zu rudern.

* * *

Am andern Morgen sprach ich bei der Redaktion des «Schweizer-Spiegel» vor und anerbot mich zu folgender Reportage: Ich würde einen Tag lang als Hausierer von Haus zu Haus gehen und nachher meine Erfahrungen wahrheitsgetreu schriftlich niederlegen. Der Sinn eines solchen Vorhabens sei in die Augen fallend, die Zahl der «Gelegenheitshausierer» wachse zusehends, und es wäre sicher interessant, festzustellen, wie diese Leute aufgenommen würden und was sie eigentlich verdienten.

Mein Vorschlag wurde unter der Bedingung angenommen, dass ich die Arbeit auf eigene Rechnung und Gefahr unternehme, dass ich meine Kunden weder durch allzu grosse Zudringlichkeit noch durch erfundene Schauergeschichten (von einer Frau, die im Spital liegt und sechs Kindern, die hilflos nach Brot rufen) oder anderem Theater einzuschüchtern. So wie ich jetzt hier stände, hätte ich die Unternehmung anzutreten. Nun, so hatte ich es mir selbst ungefähr vorgestellt.

Ich beschloss, wie mein Vorbild, ohne Köfferchen und Aktentasche zu reisen. Meine Vorräte schaffte ich mir in einem Warenhaus in folgender Auswahl an:

1 Rasierseife	= Fr. —.25
4 Seifen à 15 Rp.	= » —.60
4 Kämme à 25 Rp.	= » 1.—
10 Papeterien à 25 Rp. . . .	= » 2.50

3 Haushaltungsheftchen .	= Fr.	—.25
6 Postkarten	= »	—.25
3 Haarhauben à 25 Rp. .	= »	—.75
Total		= Fr. 5.60

Diesen Kapitalaufwand hielt ich für angemessen. Denn, wer noch über bedeutend mehr als Fr. 10 Barmittel verfügen kann, wird sich kaum zu einem Handel auf der von mir angenommenen Basis einlassen. Einige Franken musste ich aber für den Fall reservieren, dass ich mich in der Auswahl meiner Artikel geirrt hätte.

Abgesehen von den Haushaltungsheftchen und den Postkarten kostete mich jeder Artikel durchschnittlich 25 Rp. Ich nahm mir vor, das Stück im Prinzip für 75 Rp. abzugeben. Dieser Aufschlag schien mir der Art meines Geschäfts angepasst.

* * *

Auch ein alleinstehender junger Mann ist schliesslich einmal in einer Familie aufgewachsen. Ich konnte mir also gut vorstellen, dass für einen Hausierer vor halb 10 Uhr morgens in einem durchschnittlichen Haushalt nicht viel zu holen ist. Ich machte mich alsopunkt 9 Uhr auf den Weg : Tenue wie bei mir üblich. Meine Artikel hatte ich auf die folgende Weise verstaut :

5 Papeterien in der rechten innern Seitentasche;
3 Haarhauben in Kuvert in der linken innern Seitentasche;

5 Reserve-Papeterien — linke äussere Rocktasche;
4 Kämme und eine Rasierseife — rechte äussere Rocktasche;
4 Seifen — linke Hosentasche;
Postkarten und Haushaltungsheftchen — rechte « Revolver »-Tasche.

Als Operationsbasis hatte ich mir einen Strassenzug in Zürich-Enge ausgesucht, einmal, weil er weit von meinem Wohnquartier entfernt ist und ich also gewissmassen « in der Fremde » arbeiten konnte, anderseits, weil er von jener mittelständischen Bevölkerung bewohnt ist, von der ich mir für meinen Zweck am meisten versprach. Ich hatte mir vorgenommen, das Vorgehen des jungen Mannes nachzuahmen, der mich zu meinem Versuch angeregt hatte. Bevor ich also an der ersten Wohnungstür läutete, merkte ich mir den Namen der Bewohner. Als eine junge Frau die Tür öffnete, begrüsste ich sie mit meinem freundlichsten Lächeln :

« Guten Tag, Frau Vogt, mein Name ist Baumgartner, kann ich Sie einen Augenblick persönlich sprechen ? »

Die Frau, die mein freundliches Lächeln sofort erwiderte, liess mich wenigstens in den Gang treten (bis in das Wohnzimmer konnte ich in keinem einzigen Falle vordringen). Jetzt war der kritische Augenblick da. Es blieb mir nichts anderes übrig, als mit meinem Anliegen herauszurücken.

« Ich muss Ihnen leider mitteilen, dass ich zu meinem Bedauern gezwungen worden bin, mich selbständig zu machen.

(Das freundliche Lächeln meines Gegenübers erstarrte.) Ich habe jetzt ein kleines Geschäft angefangen, das ich vollkommen auf eigene Faust und selbstständig führe, und zwar hab' ich mir zum Prinzip gemacht, meiner Kundschaft nur Artikel vorzuführen, die sie wirklich braucht.» (Ich sah, wie bei diesen Worten sich das Gesicht der jungen Frau — ob aus Unwillen oder Verlegenheit, wusste ich nicht — rötete.) Ich bin von Natur nicht schüchtern, aber von diesem Augenblick an getraute ich mich nicht mehr meine Kundin anzusehen. Ich hörte mich selbst, wie ich mit etwas unebener und rauher Stimme fortfuhr: « Artikel, die meine Kundschaft jederzeit brauchen kann. Es sind fast alles Artikel aus der Papeteriewarenbranche. Hier habe ich zum Beispiel eine Papeterie, elegant und vornehm ausgestattet, mit 6 gefütterten Kuverts und 6 vierseitigen Briefbogen, ein ausgemachter Damenartikel. Diese Papeterie könnte ich Ihnen zum Preise von 75 Rp. überlassen.» (Mein Gegenüber rührte sich nicht.) Ich zog die zweite Papeterie mit 10 Kuverts und 10 Briefbogen aus der Tasche und erklärte: « Hier habe ich noch eine andere Papeterie mit 10 Briefbogen und 10 Kuverts, auch elegant und schön, aber noch viel günstiger, nämlich auch nur 75 Rappen.» (Keine Reaktion. Mir wurde eigenartig schwül und beklommen zu muten.) Ich fuhr fort: « Ja, es ist schliesslich nicht jedermann's Sache, eine grosse Korrespondenz zu führen.» Damit hob ich eine Seife aus der linken Hosentasche. « Aber da ist ein Artikel, mit dem ich bei Ihnen sicher mehr Glück haben werde.

Seife ist schliesslich etwas, von dem man nie genug haben kann. Diese prima Seife mit Papierumschlag kostet nur 60 Rappen. Eine garantierte Fettseife, riechen Sie nur einmal! Sie hält zwei Jahre lang. Oder diese andere Seife, 45 Rappen, und dafür zweimal grösser als die andere.»

Auch mit den Kämmen hatte ich keinen Erfolg und ebensowenig mit dem Haarnetz. Die Situation schien mir unhaltbar zu werden. Es kam mir in diesem Augenblick vor, als ob alles daran hängen würde, dass mir diese Frau doch noch etwas abkaufe. Ich zog den letzten Trumpf meiner Kollektion aus der Tasche, das « Haushaltungsbüchlein ». Ein blaues Notizheftchen mit Franken- und Rappenkolonnen, das mich im Einkauf 8 Rp. gekostet hat. Ich bot es mit zitternder Stimme für 20 Rp. an. Und die junge Frau kaufte es, um mich los zu werden.

Schweissbedeckt (es war ohnehin ein heisser Tag) verliess ich die Wohnung und auch das Haus. Draussen sammelte ich mich einige Minuten und machte mich dann endgültig an die Arbeit.

* * *

Meine ursprüngliche Absicht war eigentlich, über alle meine Besuche zu rapportieren: was ich sagte, und was meine Kunden sagten, wie ich aufgenommen wurde, und was ich verkauft. Aber ich bin davon abgekommen. Ein solcher Rapport würde zu eintönig und zu weitreichend. Ich muss mich darauf beschrän-

ken die gesammelten Erfahrungen zusammenzufassen.

Auf meiner Vormittagstournée von halb 10 bis $\frac{1}{4}$ vor 12 Uhr habe ich zirka 30 Besuche gemacht, neunmal konnte ich etwas verkaufen, etwa zehnmal kam es zu vergeblichen Verkaufsunterhandlungen, die übrigen zehnmal wurde ich entweder an der Tür kurz abgewiesen, oder es öffnete mir überhaupt niemand. Ich verdiente netto Fr. 3.65.

Auf meiner Nachmittagsrunde machte ich zirka 35 Besuche, konnte 12 Verkäufe tätigen, kam mit zirka 15 Kunden nur ins Gespräch und wurde vom Rest kurz abgewiesen. Nettoverdienst Fr. 5.55, zusammen Fr. 9.20. Dieser Betrag schien mir und wird auch den Lesern hoch erscheinen, um so mehr, als er in nur fünf Stunden erworben wurde. Wenn man eine 8stündige Arbeitszeit annehmen könnte, dann würde pro Tag 8mal Fr. 1.85 = Fr. 14.80 oder bei 26 Arbeitstagen in einem Monat = Fr. 384.80 verdient. Also, selbst wenn man das Hausierpatent einrechnet, bedeutend mehr als ein gelernerter Arbeiter und mehr als mancher ausgelernter junger Akademiker, Techniker oder Ingenieur in den ersten Jahren bezieht.

Aber diese Rechnung wäre falsch. Abgesehen davon, dass ich nicht glauben kann, dass es ein Mensch auf die Länge über sich bringt, 8 Stunden im Tage von Haus zu Haus und von Wohnung zu Wohnung dieser Beschäftigung nachzugehen, wird wahrscheinlich in den Stunden vor 9 Uhr morgens und nach 5 Uhr abends kaum etwas verkauft. Auch von halb 12

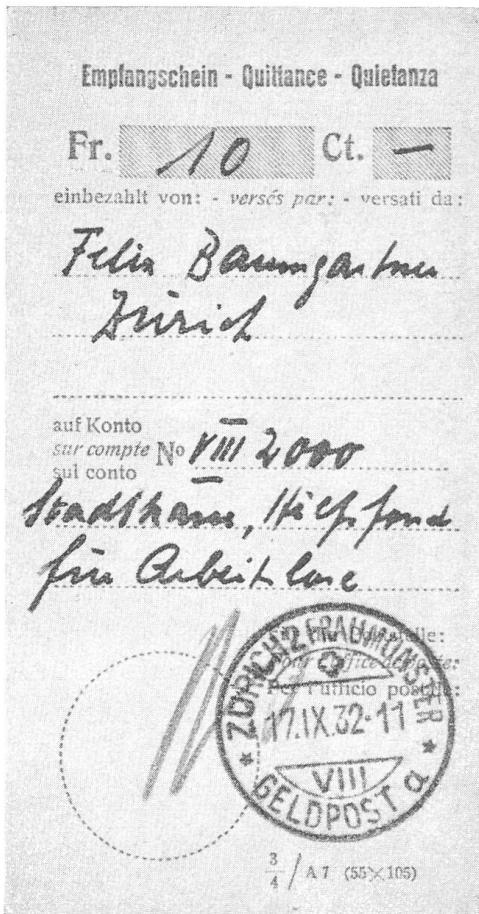
bis 12 Uhr habe ich keinen Verkauf mehr fertig gebracht.

Es mag nun zwar sein, dass ein « gelernerter » Hausierer geschickter vorgeht, als ich vorgegangen bin, dass er billiger einkauft und teurer verkauft. Ich glaube trotzdem, dass er eher weniger als ich verdienen wird, aus folgendem Grunde : Das Geld wird nicht im eigentlichen Sinne verdient, sondern in den meisten Fällen geschenkt. Die Leute kaufen nicht der Ware wegen, die sie für das Geld eintauschen, sondern entweder um den Eindringling loszuwerden oder aus Mitleid. Die Vorteile, die der gewerbsmässige Hausierer durch seine Routine vor dem Anfänger hat, werden dadurch mehr als aufgehoben, dass er das Mitgefühl der Kunden weniger erregt und man ihn leichter abweist.

Aber selbst wenn es möglich wäre auf diese Weise im Monat Fr. 350 zu verdienen, so hat mich meine kurze Erfahrung überzeugt, dass ich lieber 10 Stunden im Tag auf andere Weise arbeiten und nur Fr. 150 im Monat verdienen würde. Ich glaube, dass es sich bei vielen meiner « Kollegen » ebenso verhält, nur eben, dass sie den Weg nicht finden, auf andere Weise auch nur Fr. 150 im Monat zu verdienen.

* * *

Es ist nicht so, dass man von den meisten Leuten grob abgefertigt wird. Mir wenigstens ist das nur ganz selten passiert. Aber allen « Kunden », auch jenen,



Postquittung

die wirklich kaufen, ist der Besuch eines Hausierers unwillkommen, keiner braucht die Ware, die du bringst.

Es ist mir nicht ein einziges Mal passiert, dass ich mitleidig oder unwillig gefragt wurde, wieso ich, ein junger, gesunder, anständig ausgerüsteter Mann, zum Hausieren komme. (Ob das vor zwei Jahren noch nicht anders gewesen wäre?) Aber alle, die mir etwas abkauften, und auch viele, die mir nichts abkauften, machte mein Besuch verlegen. Man spürte es, sie schämten sich, für mich? für sich? oder für die Umstände, die es für

einen jungen, gesunden und dem Anschein nach mehr oder weniger anständigen Menschen notwendig machten, diesem Beruf nachzugehen? Was weiss ich! Und auch ich schämte mich, wie noch nicht oft in meinem Leben.

An meinen Preisen wurde in der Regel nicht gemarktet, es wurde mir aber auch, mit einer einzigen Ausnahme, nicht mehr gegeben, als ich verlangte, und ich glaube, weil man mich nicht durch ein Almosen demütigen wollte.

Ich habe, das liegt in der Natur der Sache, mehr Frauen als Männer angetroffen und also auch mehr an Frauen verkauft. Aber, und das erstaunte mich zunächst, prozentual habe ich an Männer viel mehr verkauft als an Frauen. Nur bei drei Männern ging ich leer davon. Bei einem weiss ich nicht weshalb, beim zweiten, weil es ein offenbar allzu eingeschüchterter Vertreter des starken Geschlechtes war. Als ich ihn freundlich mit «Herr Baumann» anredete und ihn darum ersuchte, mit ihm persönlich sprechen zu können, schaute er mich ganz entgeistert an, sagte hastig: «Es ist niemand zu Hause», und schlug mir die Tür ins Gesicht. Bei dem dritten handelte es sich um eine so martialische Erscheinung (er war zudem hemdärmelig und zeigte muskulöse Arme), dass ich auf einen Polizisten schloss und ihm vorsichtshalber schon gar nichts anbot, sondern ihn nur fragte, ob hier vielleicht ein gewisser Hannes Meyer wohne. Das Studium des Briefkastens zeigte mir, dass ich richtig geraten hatte, der Herr war Polizeigefreiter. Alle andern kauften mir etwas ab,

und ich musste nicht lang reden. Sie hatten es, schien mir, fast noch eiliger, meine peinliche Anwesenheit loszuwerden, als ich es hatte, etwas zu verkaufen.

Junge Frauen kauften leichter als ältere, vielleicht aus Unerfahrenheit, vielleicht, weil ihnen das Leben noch weniger Gelegenheit gegeben hat, das Herz zu verhärten.

Ich habe an keinem Ort etwas verkauft, wo entweder nur das Dienstmädchen zu Hause war oder ich doch nicht bis zur Frau vordringen konnte.

Die folgenden zwei kleinen Episoden haben mir den grössten Eindruck gemacht. Eine reizende junge Frau, die noch wie ein Kind in die Welt hineinschaute, hatte mir eine Papeterie zu 75 Rappen abgekauft. Sie holte das Portemonnaie, um mich zu bezahlen, sah dann aber, dass sie nur eine Fünfzigfrankennote hatte; sie bedauerte, kein Kleingeld zu haben und drückte mir die Note gedankenlos in die Hand. Ich bedauerte, nicht wechseln zu können und anerbot mich ebenso gedankenlos, in die nächste Bäckerei zu gehen, um das Geld zu wechseln. Sie schaute mich an, riss mir die Note wieder aus der Hand und hiess mich zornig gehen. Ich hatte bestimmt kein Recht, mich verletzt zu fühlen; aber wer wollte es mir verdenken, dass ich es trotzdem war!

Am Nachmittag führte mich mein Besuch zu einer alten, distinguierten Dame, zu einer weisshaarigen, bleichen Frau mit einem Fischbein-Spitzen-Stehkragen. Sie wies mich mit der zynischen Bemerkung

ab: « Ich kaufe grundsätzlich nichts an der Tür! » Ich war wohl schon etwas zerstört, denn statt entweder einfach fortzugehen oder meine Verkaufsrede forzusetzen, antwortete ich, ohne mir eigentlich bewusst zu sein, was ich sagte: « Das sagte meine Mutter auch, und jetzt stehe ich da. » Die Frau kaufte von mir in ihrer Verwirrung eine Rasierseife. Aber auch für mich war es der letzte Besuch. Ich hatte genug.

* * *

Für mich ist die Moral von der Geschichte die: Wenn ich auch das Hausiererwesen im grossen und ganzen für ein Unwesen halte und dem sesshaften steuerzahlenden Ladengeschäft den Verdienst wohl gönnen mag: Nach meinen eintägigen Erfahrungen würde ich beide Augen zudrücken, wenn einmal meine zukünftige Frau ein ungrades Mal bei einem Hausierer eine unnötige Frisierhaube für den dreifachen Preis oder sogar einen kostspieligeren Bodenwichseapparat erstehen würde. Das Brot muss furchtbar bitter schmecken, das man im Grunde genommen nicht der Arbeit, sondern der Barmherzigkeit verdankt.

Die Fr. 9.25, die mir meine Tätigkeit als Hausierer eingebracht hat, habe ich etwas aufgerundet per Postanweisung an die Unterstützungskasse für Arbeitslose überwiesen, wie die nebenstehende Quittung zeigt. Ich möchte mit meiner Reportage weder meinen « Kollegen » einen Verdienst entzogen, noch das Mitleiden meiner Kunden missbraucht haben.